

NADINE
BURANASEDA

SEELEN GRAB

EIN FALL FÜR
HIRSCHFELD &
KIRCHHOFF



Über dieses E-Book

Kriminalhauptkommissar Lutz Hirschfeld ließ sich gerade erst von Berlin nach Bonn versetzen, doch bevor der junge Beamte seine Koffer ausgepackt hat, wird am Rheinufer die unbekleidete Leiche einer jungen Frau entdeckt. Die erste äußere Inspektion der Toten ergibt keinerlei Hinweis auf die Todesursache. Zusammen mit seinem neuen, wenig gesprächigen Partner Peter Kirchhoff nimmt Hirschfeld die Ermittlungen auf. Ein weiterer Knochenfund bringt die Mordkommission schließlich auf die Spur eines grausamen Serientäters, der seine Opfer nach ganz bestimmten Kriterien auszuwählen scheint: jung und weiblich. Als eine weitere Frau verschwindet, beginnt für das ungleiche Ermittlerduo ein gefährlicher Wettlauf gegen die Zeit ...

Impressum



Überarbeitete Neuauflage August 2021

Copyright © 2022 dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH

Made in Stuttgart with ♥

Alle Rechte vorbehalten

E-Book-ISBN: 978-3-96817-685-7

Taschenbuch-ISBN: 978-3-96817-876-9

Hörbuch-ISBN: 978-3-96817-875-2

Copyright © August 2010, Droste Verlag

Dies ist eine überarbeitete Neuauflage des bereits August 2010 bei Droste Verlag erschienenen Titels Seelengrab (ISBN: 978-3-77001-374-6).

Covergestaltung: Vivien Summer

unter Verwendung von Motiven von

Shutterstock.com: © Alex_Po, © Artikom jumpamoon, © AlenD

Korrektur: Katrin Ulbrich

E-Book-Version 27.09.2022, 16:53:08.

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Sämtliche Personen und Ereignisse dieses Werks sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, ob lebend oder tot, wären rein zufällig.

Abhängig vom verwendeten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Unser gesamtes Verlagsprogramm findest du hier

[Website](#)

Folge uns, um immer als Erste:r informiert zu sein

[Newsletter](#)

[Facebook](#)

[Instagram](#)

[Twitter](#)

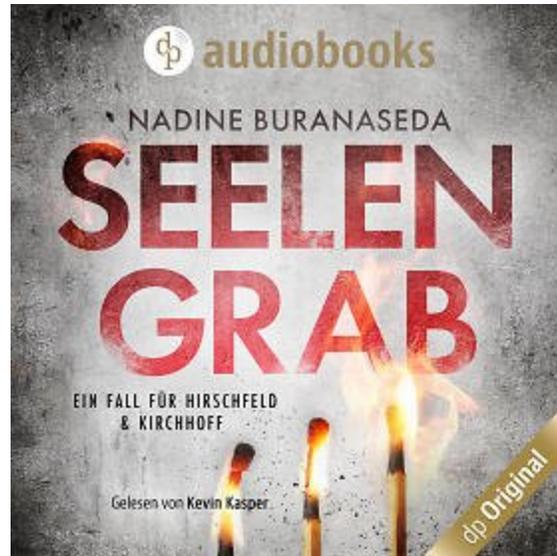
[YouTube](#)

NADINE
BURANASEDA

**SEELEN
GRAB**

EIN FALL FÜR
HIRSCHFELD &
KIRCHHOFF

Jetzt auch als Hörbuch verfügbar!



Seelengrab

Nadine Buranaseda

ISBN: 978-3-96817-875-2

So dunkel die Seele, so tief der Abgrund ...

Der spannende erste Fall für Hirschfeld & Kirchhoff

Das Hörbuch wird gesprochen von Kevin Kasper.

[Mehr Infos hier](#)

*Vergessen Sie nie, der menschliche Geist ist als
Totschläger entstanden und als ein ungeheures
Instrument der Rache.*

Gottfried Benn

Prolog

Kann nicht atmen ... atmen ... atmen! Gleich bin ich weg.
EINS. ZWEI. DREI. Nicht mehr da. Dann ist es vorbei.
VIER. FÜNF. SECHS. NICHTS. Mein Herz schlägt nicht mehr.
Jetzt, jetzt ist es so weit!

Wo bin ich? Ist da draußen jemand? Hilfe! Hilfe! Ich bin hier! Warum hört mich niemand? Ganz allein hier unten. Es ist so dunkel. Bin mir nicht sicher, ob meine Augen auf sind oder zu. Kneife sie so fest zusammen, dass sich mein Gesicht zusammenzieht. Jetzt ist es einfacher. Oder denk ich das nur?

Mein Hals kratzt, und Rotz läuft mir aus der Nase. Wie lang weine ich schon? Eine Stunde? Einen Tag? Ich will raus hier!

Kann mein linkes Bein nicht mehr bewegen. Den Arm darunter auch nicht. Eben hat es noch wehgetan. Jetzt spüre ich nichts mehr. Nur meine angewinkelten Knie. Drehe den Kopf und stoße wieder an die Innenwand. Versuche, einen Buckel zu machen. Jetzt ist es noch schlimmer. Als würde ich zerquetscht. Drücke stattdessen mit der anderen Hand gegen den Deckel. Oder ist das unten? Versuche es immer wieder, aber es hilft nichts.

Meine Fingernägel sind eingerissen vom Kratzen. Das Leder stinkt. Mir wird schlecht davon. Darf mich nicht übergeben. Sonst ...

Was war das für ein Geräusch? Wenn die Ratten kommen, sterbe ich vor Angst. Sie haben rote Augen und lange, spitze Zähne. Damit nagen sie mir das Fleisch von den Knochen, bis nichts mehr davon übrig ist. Das ist auch den anderen passiert.

Da! Ein Scharren. Viele Pfoten und nackte Rattenschwänze, die auf den Boden schlagen. Sie kommen immer näher und näher. Ich will schreien, doch meine Stimme ist weg.

Vielleicht bin ich schon tot. Ist das die Hölle?

1

Der Schnee schien immer dichter zu fallen, als Lutz Hirschfeld auf der anderen Straßenseite gegenüber der Rheinischen Landesklinik wartete und seine zweite Zigarette rauchte. Er hatte den Kragen seines schwarzen Ulster-Mantels hochgeschlagen und beobachtete den Eingang zur Bonner Psychiatrie. Der schwere, innen mit Baumwollflanell gefütterte Tweedstoff schützte ihn vor dem eisigen Wind, der über den Kaiser-Karl-Ring pfiß. Seine schwarzen Converse-Stoffturnschuhe, die durch den Schneematsch bereits nach wenigen Schritten klamm gewesen waren, untergruben allerdings Hirschfelds Plan, den Besuch bei seinem Vater durch eine weitere Zigarette hinauszuzögern. Er nahm einen letzten Zug, schnippte die Kippe weg, die leise zischend in einer Schneewehe versank, und setzte sich in Bewegung.

Als Hirschfeld den Ring überquerte, hielt in einiger Entfernung eine Straßenbahn und entließ eine Gruppe Frauen mittleren Alters in schwarz-gelb geringelten Bienenkostümen, unter denen sich ihre dicken Winterjacken deutlich abzeichneten. Sie hakten sich fröhlich unter und liefen schwankend auf ihn zu. Aus ihren gelben

Lockenperücken ragten Fühler, die bei jeder Bewegung hin und her tanzten. Ihrem Gang und den rot glühenden Wangen nach zu urteilen, hatten die Frauen an diesem Morgen bereits ein paar Schnäpse intus. Als die Bienen ein Lied anstimmten und ihm zuwinkten, beschleunigte Lutz Hirschfeld seine Schritte. Textfetzen, etwas über kölsche Mädchen und etwas Unaussprechliches, das wie „Spetzebötzjer“ klang, spitzenbesetzte Unterwäsche oder so etwas in der Art, wehten zu ihm herüber, als er das Gelände der Rheinischen Landesklinik betrat.

Er widerstand dem Impuls, sich noch einmal umzusehen, und folgte dem gepflasterten breiten Einfahrtsweg, den mehrere Gebäude säumten. Zu seiner Linken führte ein spiralförmiger Anbau aus Beton zu einem Parkdeck. Rechter Hand erstreckte sich nach wenigen Metern ein lang gezogenes rotes Backsteinhaus älteren Baujahrs. Aus der schneebedeckten Grünfläche davor ragte ein Dutzend hochgewachsener Bäume, deren kahle Äste sich im Wind wiegten.

Plötzlich flatterte irgendwo ein Vogel auf. Reflexartig wandte Lutz Hirschfeld den Kopf und entdeckte zu seiner Überraschung einen grünen Papagei, der sich gerade wieder auf einem anderen Zweig niederließ. Hirschfeld ließ den Blick schweifen und bemerkte weitere grüne Tupfer in den Ästen.

Noch mehr Tiere, dachte er und musste unweigerlich lächeln. Wie viele Patienten oder Besucher hatten sich auf dem Weg in die Klinik schon gefragt, ob die Papageien nicht

ihrer Fantasie entsprungen? Zugegeben, der Anblick irritierte ihn. Aber Hirschfeld vertraute seinen Sinnen und zweifelte keine Sekunde daran, dass die Vögel real waren. Mit diesem Gedanken steuerte er auf den Haupteingang der Klinik zu, der von mehreren verwaisten Blumenkübeln flankiert war. Die automatischen Glastüren glitten zur Seite und gaben den Weg ins Foyer frei.

„Kann ich Ihnen helfen?“, empfing ihn eine rundliche blonde Frau im Glaskasten gegenüber dem Eingang.

Sie saß vor einem Computer mit einem Flachbildschirm. Daneben stand ein Kofferradio, aus dem ein Karnevalsschlager plärrte.

„Ja, ich möchte meinen Vater Heinrich Hirschfeld besuchen.“

„Einen Augenblick.“ Die Frau ließ ihre grün lackierten Fingernägel über die Tastatur gleiten. „Sie müssen zur Station Süd eins A, Zimmer fünf. Gehen Sie einfach geradeaus. Dann nehmen Sie das Treppenhaus in den ersten Stock. Dort halten Sie sich links und folgen der Beschilderung. Wenn Sie den Verbindungsgang zum Südflügel passiert haben, können Sie die Station nicht mehr verfehlen.“

„Danke.“ Hirschfeld verabschiedete sich.

Auf dem Weg in die Geschlossene versuchte er, nicht darüber nachzudenken, welcher Umstand ihn hergeführt hatte. Er war hier, und das musste fürs Erste genügen, bevor er es sich anders überlegte.

Wenig später stand er vor der Akutstation. Hirschfeld drückte auf die Klingel und wartete. Er war gerade im Begriff, erneut zu klingeln, als er hörte, wie jemand von der anderen Seite einen Schlüssel ins Schloss steckte. Im Rahmen der schweren Holztür tauchte Sekunden später ein blasses Gesicht auf, das einem schmalen jungen Mann gehörte. Er trug keinen Kasack, nur der Schlüsselbund in seiner Hand identifizierte ihn als Pfleger.

„Guten Morgen“, sagte er in einem Tonfall, der weder gelangweilt klang noch von großem Interesse zeugte, „zu wem möchten Sie bitte?“

Hirschfeld wiederholte sein Anliegen.

Der Pfleger nickte und deutete den Gang entlang. „Die letzte Tür auf der rechten Seite.“

Damit verschwand er im Personalraum.

Als Hirschfeld das Zimmer fast erreicht hatte, bog ein älterer Herr in weißem Kittel um die Ecke. Sein graues Haar stand leicht zerzaust von seinem runden Schädel ab. Er trug eine Brille mit Goldrand, die nicht die richtige Stärke zu haben schien, denn er kniff unentwegt die Augen zusammen.

„Professor Konrad?“ Hirschfeld war dankbar für den Aufschub, den eine kurze Unterredung mit dem behandelnden Arzt bedeuten würde. „Mein Name ist Hirschfeld. Hatten wir wegen meines Vaters miteinander telefoniert?“

Der Mann runzelte die Stirn, dann erhellte sich sein Gesicht. „Ja natürlich.“ Er lächelte ihn freundlich über den

Brillenrand hinweg an.

„Meine Wohnungsauflösung in Berlin hat leider länger gedauert als ursprünglich geplant. Ich bin daher erst gestern Abend in Bonn angekommen.“

„Schön, dass Sie bereits heute Morgen den Weg zu uns gefunden haben. Ich kann mir vorstellen, dass Ihnen die Entscheidung nicht leicht gefallen ist. Umso mehr freue ich mich, Sie zu sehen.“

„Danke.“ Hirschfeld löste sich aus dem langen Händedruck, den der Professor ihm aufgenötigt hatte.

„Darf ich Ihnen vielleicht unsere Station zeigen, bevor Sie zu Ihrem Vater gehen? Während des Rundgangs hätten wir Gelegenheit, noch ein wenig über ihn zu sprechen.“

„Geht es ihm besser?“ Hirschfeld folgte Professor Konrad weiter in das Innere der Station.

Die meisten Türen, die sie passierten, waren geschlossen.

„Lassen Sie mich eines vorweg sagen: Ihr Vater ist bei uns in den besten Händen. Fortschritte zeichnen sich jedoch in den meisten Fällen erst nach geraumer Zeit ab. Nach einer Woche Klinikaufenthalt dürfen Sie nicht allzu viel erwarten, Herr Hirschfeld.“

„Verstehe.“

„Seien Sie ein wenig nachsichtiger mit Ihrem Vater und sich selbst. Für die meisten Angehörigen ist es ein Schock, wenn sie erfahren, dass mit ihnen nahe stehenden Personen etwas passiert ist, das nicht in die eigene Erfahrungswelt passt.“

Das ist milde ausgedrückt, dachte Hirschfeld und blickte sich um. Sie hatten das Ende des Gangs erreicht, der in einen Tagesraum mit mehreren Tischen mündete. Von dort gingen drei weitere Flure ab. Als sie weiterliefen, registrierte Hirschfeld, dass der rheinische Karneval auch nicht vor der Geschlossenen Halt gemacht hatte. Von den Neonlampen unter der Decke hingen bunte Luftschlangen. Auf Luftballons hatte man dagegen verzichtet.

„Das ist unser Stützpunkt, das Herzstück unserer Station“, unterbrach der Professor seinen Vortrag und deutete auf einen großen Glaskasten zu ihrer Linken. „In diesem Büro laufen im Prinzip alle Fäden zusammen. Hier findet die Medikamentenausgabe statt, werden der Therapiekalender geführt und die Dienstpläne gemacht.“

„Wie viele Patienten versorgen Sie zurzeit auf Ihrer Station?“

„Alle Zimmer sind belegt, das heißt, wir haben momentan zwanzig Patienten.“

Irgendwo schlug eine Tür. Dann hörten sie eine Frauenstimme, die aus einem der Patientenzimmer kam.

„Hunderteinundzwanzig, hundertzweiundzwanzig, hundertdreiundzwanzig, hundertvierundzwanzig ...“

„Daran dürfen Sie keinen Anstoß nehmen“, sagte der Professor schulterzuckend und nickte in die Richtung, aus der die Stimme drang. „Kommen Sie, ich zeige Ihnen noch den Fernsehraum, der sich, wie Sie sich vielleicht denken können, bei allen Patienten größter Beliebtheit erfreut. Und sollten Sie das Bedürfnis nach einer Zigarette haben, tun Sie

sich keinen Zwang an. Dort drüben haben wir unsere Raucherecke.“

„... hundertsechsfünfzig, hundertsebenundfünfzig, hundertachtundfünfzig. Hilfe!“

Hirschfeld winkte ab. „Danke, vielleicht nachher.“

Er hatte fürs Erste genug gehört und gesehen und folgte dem Professor nur aus reiner Höflichkeit in den angrenzenden Fernsehraum. Als sie das Zimmer betraten, hoben mehrere Patienten die Köpfe, um sich sofort wieder auf den Röhrenfernseher zu konzentrieren. Die meisten trugen Trainingsanzüge oder Morgenmäntel über ihren Schlafanzügen. Nur zwei von ihnen hatten an diesem Tag den Freizeitlook gegen normale Alltagskleidung getauscht. Über den Bildschirm an der Kopfseite des Raums flimmerte die Liveübertragung einer Karnevalsveranstaltung.

„In Berlin kennen Sie so etwas sicher nicht“, sagte der Professor nachsichtig. „Die Erstürmung des Beueler Rathauses ist jedes Jahr an Weiberfastnacht der Auftakt zu den jecken Tagen, wie man hier im Rheinland sagt. Nach Ihrem Besuch sollten Sie sich auch ins Getümmel stürzen, Herr Hirschfeld. Karneval ist in unserer Region wirklich ein einmaliges Erlebnis.“

„Das glaube ich Ihnen gerne.“ Hirschfeld beschloss in diesem Augenblick, sich nachher ein Taxi zu nehmen, um von weiteren Zeugnissen Rheinischen Frohsinns verschont zu bleiben.

„Na, Helmuth, mal wieder eine Besucherführung gemacht?“ Der Pfleger von vorhin tauchte unvermittelt

hinter ihnen auf und klopfte Hirschfelds Begleiter auf die Schulter. „Wie hast du es diesmal geschafft, an den Kittel heranzukommen? Bei deiner letzten Therapiesitzung?“

Helmuth nickte schelmisch und fuhr sich durch die abstehenden Haare. „War ein Kinderspiel.“

„Gut, du hattest deinen Spaß, mein Lieber. Nun zieh den Kittel wieder aus und gesell dich zu den anderen. Wir sprechen später noch einmal darüber.“

„Zu Befehl.“ Der falsche Professor kicherte, tippte sich mit Zeige- und Mittelfinger an die Stirn und entledigte sich des Kittels. „Aber die Lesebrille darf ich behalten? Damit klappt es noch besser, habe ich festgestellt.“

„Treib es nicht zu bunt, mein Freund.“ Der Pfleger nahm dem Alten die Brille ab.

„War mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen“, verabschiedete sich Helmuth.

„Die Freude lag ganz auf meiner Seite.“ Hirschfeld hatte es plötzlich nicht mehr eilig, der Psychiatrie den Rücken zu kehren. Der Gedanke, dass sich sein Vater in Gesellschaft solcher Mitpatienten befand, beruhigte ihn irgendwie.

„Nehmen Sie ihm den Scherz nicht übel“, wandte sich der blasse Pfleger an Hirschfeld, nachdem sie Helmuth im Fernsehraum zurückgelassen hatten.

„Dazu besteht keine Veranlassung.“

„Schön, dass Sie das sagen. Wir hatten auch schon andere Reaktionen.“

„Das kann ich mir vorstellen.“

„Doch ich sage immer, Helmuth ist der lebende Beweis dafür, dass der Grat zwischen Normalität und Wahnsinn ein schmaler ist. Und ich kann Sie beruhigen, Sie sind nicht der erste und werden nicht der letzte Besucher sein, der auf seine kleine Einlage hereinfällt.“

„Ein gewisses schauspielerisches Talent kann man ihm in der Tat nicht absprechen.“

Sie waren inzwischen wieder an Zimmer 5 angelangt.

„Ich weiß nicht, was Helmuth über Ihren Vater erzählt hat, falls Sie über ihn gesprochen haben. Vielleicht so viel, er ist vor drei Tagen von der Nacht-und-Not auf unsere Station verlegt worden und hat sein Zimmer bisher nicht verlassen. Auf der Notstation mussten die Kollegen ihn nach dem Vorfall erst einmal ruhigstellen und fixieren. Wenn er wieder einen Schub bekommt, wird das sicherlich erneut erforderlich sein. Momentan ist das aber zum Glück nicht notwendig. Vielleicht können Sie Ihren Vater dazu bewegen, mit Ihnen eine Runde durch die Station zu gehen. Ich denke, das würde ihm ganz guttun.“

„In Ordnung, ich werde mein Bestes geben.“ Hirschfeld drückte die Türklinke hinunter.

2

Fahle Sonnenstrahlen sickerten durch einen Spalt zwischen den Holzbrettern. Mühsam öffnete sie die Augen und nahm undeutlich den Wechsel von Licht und Schatten wahr. Irgendwo in der Nähe musste sich ein Fenster befinden. Sie konzentrierte sich auf die Schemen, die wie lange knorrige Finger nach ihr griffen. Nach einer Weile erkannte sie, dass sich ein blattloser Ast draußen im Wind wiegte und das Schattenspiel verursachte.

An die vergangenen Stunden konnte sie sich nur vage erinnern. Das letzte Mal, als sie bei Bewusstsein gewesen war, hatte sie undurchdringliche Finsternis umgeben. Wieder fragte sie sich, wie lange sie schon hier war. Ein paar Stunden? Einen Tag? Oder länger? Ihrer trockenen Kehle nach zu urteilen, war mindestens eine Nacht vergangen.

Sie schloss die Augen und horchte in sich hinein. Unter ihrer Schädeldecke pochte ein brennender Schmerz. Als sie versuchte sich zu bewegen, rollte er wie eine Welle durch ihren gekrümmten Körper. Sie stöhnte auf und biss auf den Knebel, während ihre Hand- und Fußfesseln tiefer in ihre Gelenke schnitten. Tränen der Wut, in die sich kalte Panik

mischte, schossen ihr in die Augen und perlten ihre Wangen hinab.

Verzweifelt sehnte sie sich in die Bewusstlosigkeit zurück. Nichts mehr hören. Nichts mehr sehen. Nichts mehr spüren. Sie war mutterseelenallein, und niemand würde ihr helfen. Wahrscheinlich vermisste sie nicht einmal jemand.

Nach einer Weile verebbte ihr Weinen in ein erschöpftes Schluchzen. Die Zweige vor dem Fenster bewegten sich jetzt ganz sachte. Noch lebte sie, auch wenn sie nicht wusste, was gerade mit ihr geschah. Während sich ihr Blick weiter an die tanzenden Schatten heftete, nahm ein Gedanke immer deutlichere Konturen an. Sie würde sich nicht ohne Gegenwehr in ihr Schicksal ergeben. Ihr Leben, so war es ihr noch vor Kurzem erschienen, hatte gerade erst begonnen. Wenn sie überleben wollte, musste sie sich so schnell wie möglich aus diesem Gefängnis befreien.

Obwohl ihre linke Körperhälfte taub war, versuchte sie, sich auf den Rücken zu drehen. Bereits nach wenigen Zentimetern stieß sie auf Widerstand. Die Kiste, in der sie gefangen war, konnte kaum größer sein als ein Schrankkoffer. Sie hielt inne, um noch einmal Atem zu holen. Dann spannte sie ihre Muskeln erneut an und drückte mit Knien und Fußsohlen gegen die massiven Seitenwände. Sofort schmerzten ihre Fingerknöchel, da sie mit dem vollen Gewicht ihres Rumpfes rücklings auf ihren Händen lag. Als sich nichts tat, nahm sie die Schultern dazu. Keuchend bäumte sie sich auf, bis sie die Kräfte verließen. Schwer fiel sie auf den Holzboden zurück und spürte deutlich, wie das

Blut in ihren Ohren rauschte. Nur noch wenige Augenblicke und sie würde ohnmächtig werden. Bevor die Schwärze über ihr zusammenschlug, vernahm sie entfernt ein Geräusch. Verzweifelt kämpfte sie gegen die Bewusstlosigkeit an, doch es war bereits zu spät.

3

Lutz Hirschfeld konnte sich seit seiner Kindheit nicht entscheiden, ob er seinen Vater liebte oder hasste. Wahrscheinlich war es eine Kombination aus beidem. Mit den Jahren überwog die Abneigung, die bis zum plötzlichen Tod seiner Mutter in Gleichgültigkeit umgeschlagen war. Seitdem hatte Heinrich Hirschfeld seinem Sohn allerdings keine Gelegenheit mehr gegeben, ihn zu ignorieren.

Seit Hirschfeld denken konnte, hatte er seinen Vater als einen cholerischen, rechthaberischen Mann erlebt, der seinen Gefühlen freien Lauf ließ und sich nur wenig für die Belange anderer interessierte. An erster Stelle stand für Heinrich stets die Arbeit, nicht die Familie. Als er vor dreizehn Jahren der Versetzung des Statistischen Bundesamts folgte, das ihn als angesehenen Mathematiker in die Bonner Dependence berufen hatte, weigerte sich Hirschfeld, damals noch Kriminalkommissaranwärter, sein Studium zum Diplom-Verwaltungswirt an der Berliner Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege abzubrechen. Seine zehneinhalb Jahre jüngere Schwester Johanna hatte zu diesem Zeitpunkt dagegen keinerlei

Mitspracherecht und fügte sich der Entscheidung ihres Vaters.

Am stärksten litt seine Mutter unter dem Umzug. Sie sehnte sich bis zuletzt in die alte Heimat zurück. Als Klavierlehrerin fiel es Luise Hirschfeld zwar nicht schwer, neue Schüler zu finden. Neben einer Halbtagsstelle in einer Musikschule konnte sie schnell ein paar Privatschüler dazugewinnen. Aber der große Familien- und Freundeskreis, den sie in Berlin zurücklassen musste, war durch nichts zu ersetzen. Daran änderte auch das große Haus nichts, das sie gegen die Altbauwohnung in Charlottenburg eingetauscht hatten.

Hin und wieder fragte sich Lutz Hirschfeld, wie sich die Dinge entwickelt hätten, wäre nicht seine Mutter, sondern sein Vater einem Herzinfarkt erlegen. Es war müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Allerdings ertappte sich Hirschfeld hin und wieder bei diesem Gedanken und musste sich eingestehen, dass vieles anders verlaufen wäre, wenn es seinen Vater getroffen hätte.

Nach dem Tod seiner Mutter ließ sich sein Vater immer mehr gehen. Er fing an zu trinken, woraus er mit der Zeit keinen Hehl mehr machte. Ein knappes Jahr nach der Beerdigung seiner Frau brach er das erste Mal zusammen und wurde danach für mehrere Monate krankgeschrieben. Danach wechselten sich Wochen, in denen er sich wieder gefangen zu haben schien, mit Phasen der absoluten Selbstaufgabe ab. Es konnten Tage vergehen, bis Heinrich es von der Couch schaffte. Nur der Gang zur Toilette und

zum Kühlschrank, um sich wieder mit neuem Alkohol einzudecken, bot eine klägliche Abwechslung von der Besinnungslosigkeit, die dazwischenlag.

Trotz der räumlichen und emotionalen Entfernung, die zwischen ihnen bestand, war Hirschfeld der Verfall seines Vaters nicht entgangen. Bei seinen Besuchen, zu denen er sich regelmäßig zwang, musste er mit ansehen, wie die Fassade eines Mannes zerbröckelte, der es Zeit seines Lebens gewohnt war, den Ton anzugeben. Dahinter kam ein Mensch zum Vorschein, der seit einem halben Jahr nicht einmal mehr in der Lage war, sich regelmäßig zu waschen.

An ihre letzte Begegnung konnte sich Hirschfeld nur allzu gut erinnern. Der Anlass ihres Streits war vergleichsweise nichtig gewesen, aber die Ohrfeige, zu der sich sein Vater hinreißen ließ, hatte er noch tagelang gespürt. Nach diesem Vorfall zog sich Hirschfeld eine Weile zurück. Erst Johannas Anruf an Heiligabend veranlasste ihn dazu, seine Gefühle zurückzustellen und um die Beschleunigung seiner Versetzung zu bitten, die er bereits vor zwei Jahren beantragt hatte.

Da hatte er noch nicht ahnen können, dass die Exzesse seines Vaters steigerungsfähig waren. Die Kopie des Polizeiberichts, der den bisherigen Tiefpunkt seines Vaters dokumentierte, lag noch immer ungelesen zwischen Wäschestapeln in Hirschfelds Koffer.

Als Hirschfeld das Krankenzimmer betrat, schoss ihm durch den Kopf, dass sein Vater, nüchtern betrachtet,

letztlich seinen Willen bekommen hatte. Hirschfeld war ihm nach Bonn gefolgt. Wenn auch nicht ganz freiwillig.

„Vater?“ Hirschfeld schloss die Tür hinter sich. „Ich bin’s, Lutz“, fügte er hinzu, als die Antwort ausblieb.

Rechts vom Eingang führte eine Tür in ein abgetrenntes Badezimmer, an der Wand daneben war ein Waschbecken angebracht. Dahinter fungierte ein ausladender Wandschrank als Raumteiler, der über die Hälfte der Zimmerbreite einnahm. Vor dem Fenster geradeaus stand ein schlichter Schreibtisch mit einem Holzstuhl davor. Auf der Rückseite des Schanks befand sich das Bett, das dem Patienten durch seine Position eine gewisse Intimsphäre gewährte.

Heinrich Hirschfeld saß auf der Bettkante und starrte mit unbeweglicher Miene in das Schneegestöber, das die Welt draußen schemenhaft verzerrte. Er trug einen beige-braun karierten Schlafanzug. Seine nackten Füße steckten in grauen Filzpantoffeln.

„Vater?“, wiederholte Hirschfeld und zog sich den Schreibtischstuhl heran. Er warf seinen Mantel über die Lehne und setzte sich. „Wie geht es dir?“

Während Hirschfeld auf eine Reaktion wartete, studierte er das Profil seines Vaters, der ihn immer noch keines Blickes würdigte. Er entdeckte Ähnlichkeiten, die ihm bisher nie ins Auge gefallen waren: die gleiche kantige Stirn, die gleiche längliche Nase. Die hohen Wangenknochen und das spitze Kinn hatte er dagegen von seiner Mutter geerbt.

„Gut, wenn du nicht reden willst, schweigen wir eben. Hab nichts dagegen, Vater“, sagte Hirschfeld.

Er lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. Wenn er eines von seinem alten Herrn mit auf den Weg bekommen hatte, war es Dickköpfigkeit.

„Was willst du hier? Ich habe nicht darum gebeten, dass du herkommst.“ Heinrich wich nach wie vor seinem Blick aus.

„Ich freu mich auch, dich zu sehen.“ Hirschfeld schluckte den zweiten Teil des Satzes herunter.

Es hatte keinen Sinn, sich mit seinem Vater zu streiten. Nach dem Telefonat mit Professor Konrad war Hirschfeld darüber im Bilde, dass sein Vater einen schweren Schub hinter sich hatte, auf den eine Depression gefolgt war. Offensichtlich hatte ihn die immer noch fest im Griff. Und dagegen kam Hirschfeld nicht an.

„Ich soll dich von Jo grüßen“, wechselte er daher das Thema.

„Wo steckt deine Schwester diesmal?“

„In New York, das weißt du doch. Sie besucht einen Schauspielworkshop. Das nächste Semester fängt erst wieder im April an.“

„Jaja. Ist mir ganz recht, dass sie mich nicht so sieht.“

„Das kann ich nachvollziehen.“

Jo war mit ihren vierundzwanzig Jahren im Augenblick noch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie sich um ihren Vater kümmern könnte. Hirschfeld nahm ihr

das nicht übel, denn an ihrer Stelle wäre es ihm wahrscheinlich nicht anders ergangen.

„Deine Mutter könnte sich hier allerdings mal blicken lassen.“

Lutz Hirschfeld schwieg betroffen. Er war nicht darauf vorbereitet gewesen, dass die Psychose seines Vaters derartige Gedächtnislücken einschloss. Bevor er darüber nicht mit Professor Konrad gesprochen hatte, würde er auf diesen Punkt nicht näher eingehen. Denn er wollte sich lieber nicht ausmalen, wie sein Vater reagierte, wenn er ihn erneut mit dem Tod seiner Frau konfrontierte.

„Aber wahrscheinlich ist sie mal wieder zu sehr mit ihren lieben kleinen Schülern beschäftigt. Das wäre ja nichts Neues.“

Obwohl seine Mutter tot war, traf ihn der Seitenhieb seines Vaters. Sie hatte sich nie beklagt, selbst dann nicht, als sie ihr altes Leben in Berlin hatte aufgeben müssen. Ihr Egoismus vorzuwerfen, glich einem Meineid.

„Mach dir keine Gedanken, ich werde mich die nächste Zeit um dich kümmern, Vater.“

„So?“ Heinrich drehte zum ersten Mal den Kopf und schaute ihn direkt an.

Hirschfeld bemerkte erst jetzt, dass die Augen seines Vaters tief in ihre Höhlen zurückgetreten waren. Sein Blick wanderte unständig hin und her, bevor er sich abwandte und wieder aus dem Fenster sah.

Draußen hatte es aufgehört zu schneien. Hirschfeld fragte sich, wie lange der Schnee wohl liegen bleiben würde.

„Brauchst du irgendetwas?“

„Hm.“

„Du kannst es mir ruhig sagen.“

„Das Essen schmeckt abscheulich“, antwortete sein Vater. „Außerdem gibt es hier nichts Ordentliches zu trinken. Ich bekomme den ganzen Tag nur Tee, Tee und nochmals Tee. Bei dem Geld, das ich der Krankenkasse jeden Monat in den Rachen werfe, könnte ich wohl etwas Besseres erwarten, oder?“

Ganz der Alte, dachte Hirschfeld und war sich gleichzeitig bewusst, dass dieser Eindruck täuschte.

„Ich werde sehen, was ich in dieser Hinsicht für dich tun kann.“

„Gut, aber lass dir nicht allzu viel Zeit damit.“

Hirschfeld nickte knapp.

„Was macht die Arbeit?“

„Ich habe gerade Urlaub.“ Er verschwieg, dass er seinen ersten Dienst in Bonn bereits am Montag antrat.

Hirschfeld wollte sich noch ein wenig Zeit lassen, bevor er seinen Vater von seinem Umzug in die ehemalige Bundeshauptstadt erzählte. In den letzten Tagen war er nicht dazu gekommen, sich darüber Gedanken zu machen, auf welche Art und Weise er es ihm mitteilen würde.

„Wie? Nicht auf Verbrecherjagd? So einen Luxus möchte ich auch mal haben.“

Die letzten Jahre strafen die Worte seines Vaters Lügen. Doch Lutz Hirschfeld ersparte sich den Kommentar, denn der alte Herr würde in den nächsten Monaten noch

genügend Gelegenheit haben, sich mit dieser Thematik eingehender zu beschäftigen.

„Wie ist es dir hier ergangen?“, erkundigte sich Hirschfeld daher.

„Worauf willst du hinaus, Junge?“

„Ich will auf gar nichts Bestimmtes hinaus“, sagte Hirschfeld geduldig. „Mich interessiert nur, wie du hier behandelt wirst.“

„Meinst du die Therapie, die man mir verordnet hat?“ Heinrich deutete bei dem Wort „Therapie“ mit den Fingern Anführungszeichen an.

„Zum Beispiel.“

„Dieser ganze Vergangenheitsbewältigungsmist ist schlicht und ergreifend Humbug, wenn du mich fragst. Ich hatte einen schlechten Tag. Das war alles. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich überhaupt nicht, was ich unter all den Verrückten zu suchen habe! Hast du vorhin zum Beispiel die Alte gehört, die den ganzen Tag irgendwelche schwachsinnigen Dinge zählt? Wenn du nicht verrückt bist, wirst du es spätestens nach drei Tagen in dieser Irrenanstalt sein. Darauf kannst du Gift nehmen!“

Lutz Hirschfeld erwiderte nichts und wartete darauf, dass sein Vater mit seiner Ansprache fortfuhr.

„Hast du gar nichts dazu zu sagen?“

„Ich höre dir einfach zu, das ist alles.“ Er fuhr sich mit der Hand über den Dreitagebart.

„Mein Sohn ist mal wieder um keine Ausrede verlegen.“

„Das ist deine Sicht der Dinge.“

„Ja, allerdings!“ Heinrich Hirschfeld wurde lauter und griff wütend nach seiner Brille, die er auf dem Nachttisch neben dem Bett abgelegt hatte. „Wahrscheinlich steckst du noch mit den Weißkitteln unter einer Decke! Würde ich dir ohne Weiteres zutrauen!“

Hirschfeld kannte das Spiel, das jetzt folgen würde. Regte sich sein Vater über irgendetwas auf, hatte er die Angewohnheit, seine Brille unentwegt auf- und abzusetzen.

„Beruhig dich bitte wieder. Wir wollen uns nicht streiten.“

„Was *wir* wollen, weiß ich nicht. Ich dagegen verlange ein wenig Respekt von meinem Sohn. Das ist wohl das Mindeste!“

„Natürlich.“

„Hör auf, mich so herablassend zu behandeln. Bild dir bloß nicht ein, ich hätte deine Masche nicht durchschaut.“

„Bitte, das bringt uns nicht weiter, Vater.“

„Papperlapapp! Du hast keine Ahnung, wie es hier drinnen zugeht. Alle drei Sekunden kommt jemand vorbei und glotzt dir auf die Finger. Ich kann nicht einmal in der Nase bohren, ohne dass es die da draußen mitkriegen.“

„Jetzt übertreibst du. Ich bin mir sicher, dass jeder nur dein Bestes will.“

„Mein Bestes“, äffte Heinrich ihn nach. „Du bist ja lustig!“

„Du machst gerade eine schwere Zeit durch“, versuchte Hirschfeld, seinen Vater zu besänftigen. „Und du hast recht, ich kann mir nicht vorstellen, wie es dir geht. Ich bin jedoch hier, um dir da durchzuhelfen.“